

Ute Mank

Und mittendrin der Birnbaum

ROMAN

dtv

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Matthias Teiting

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von
Ruth Botzenhardt | buxdesign, München

Umschlagmotive: mauritius images / Sunny Celeste / Alamy;
© Magdalena Russocka / Trevillion Images

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28492-9

Für Rudi

Außer Atem erreichte er den Bachweg. In einer halben Stunde würde es stockfinster sein. Keine Straßenlampe, kein Lichtschein aus den Fenstern. Die Hausener würden verdunkeln.

Dabei fielen die Bomben gar nicht auf die Dörfer. Auf einem Acker war neulich eine gelandet und hatte das Geschirr in den Schränken ein wenig zum Klappern gebracht. Bombardiert wurden die Städte. Vom Schlittenhang aus, den er einmal zusammen mit der Mutter hinaufgestiegen war, hatte er den rot leuchtenden Himmel über Kassel sehen können.

Sein Atem beruhigte sich und vorsichtig ging er weiter. Bloß niemandem auffallen. »Was machst du noch hier draußen. Abmarsch, nach Hause mit dir. Aber schnell.« Aus dem Haus hatte er sich schleichen müssen. Bloß der Mutter oder gar dem großen Bruder nicht begegnen. »Bist du verrückt geworden? Was fällt dir denn wieder ein?«

Oh ja, ihm war etwas eingefallen. Als sie ihm von der Lieblingsbirnensorte ihrer Freundin erzählt hatte,

war der Plan wie von selbst in seinem Kopf entstanden. So gern habe ihre Freundin diese Birnen gegessen, dass sie mal auf die Idee gekommen seien, sich heimlich welche zu pflücken. Aber die Wiese von Bachkriemers war ja so hoch umzäunt, da sei nicht hinzukommen.

Genau beschrieben hatte sie ihm die Obstwiese. Die Apfelbäume eher ausladend, breiter als hoch, und mittendrin der Birnbaum mit seinem langen Stamm und schmaler als die Apfelbäume.

Das hatte sie ihm nicht etwa deshalb so genau geschildert, weil er nicht gewusst hätte, wie Apfel- und Birnbäume aussehen, oder weil sie ihn zu dem hatte bringen wollen, was er nun vorhatte. Einfach nur erzählt hatte sie. Als müsste sie sich der anderen Zeiten vergewissern. »Weißt du, das war, als noch alles gut war.«

Freundschaften zwischen zwei Mädchen hatten noch nicht infrage gestanden, bloß weil eine der falschen Rasse angehörte.

Oft schlich er sich zu ihr auf den Strohboden der Scheune hinauf. Schon in der Schule dachte er daran. Manchmal hatte er Angst, der Lehrer könne seine Gedanken lesen. Wenn der ihn plötzlich streng anguckte zum Beispiel. »Wovon träumst du schon wieder?«

Er träumte davon, wie er am Nachmittag die Leiter zu ihrem Versteck hochklettern würde. Nachdem er seine Schularbeiten erledigt hätte. Ach, eigentlich

fand sich immer eine halbe Stunde. Oder eine ganze. Und sie freute sich jedes Mal über seinen Besuch. Natürlich. Sie war ja ganz allein da oben.

Beim Erzählen von den Lieblingsbirnen der Freundin, die dann auch ihre Lieblingsbirnen geworden seien, hatten ihre Augen geleuchtet. Etwas, das er bisher noch nie bei ihr gesehen hatte. Wie auch, in ihrer Lage. Er hatte es sehen können, weil es noch früher Nachmittag gewesen war. Die Fugen der Ziegel hatten rot geleuchtet, als brennte Feuer auf dem Dach. Ein einzelner Dachziegel aus Glas hatte dämmriges Licht gespendet.

Wenig später konnte er ihr Gesicht nur noch als Schemen wahrnehmen. Es war Ende Oktober und wurde früh dunkel. Licht durfte man nicht machen.

Im Stroh hatten sie gesessen, jeder auf einem Ballen. Geflüstert hatten sie. Es wurde viel geflüstert, seit sie da war. Er hatte sofort die Idee mit den Birnen gehabt. Er war verliebt. Bloß, dass er das mit seinen neun Jahren noch gar nicht wusste.

Hohe Einfriedung, hatte sie gesagt? Da konnte man ja wohl drüberklettern.

Auf seinem Weg zur Wiese war er tatsächlich niemandem begegnet. Schatten und Geräusche hatten ihn ein paarmal erstarren lassen, aber es waren wohl nur Katzen oder vielleicht auch Marder gewesen. Er trat an den Zaun, stützte die Hände auf die

Staketen, die Spitzen bohrten sich schmerzhaft in seine Handflächen, aber das musste er schon aushalten. Denn was hielt sie nicht alles aus. Da wollte er keine Memme sein.

Die rechte Fußspitze schob er zwischen die Latten auf die untere Querstrebe, dann zwängte er die linke Fußspitze auf die obere Strebe. Den rechten Fuß würde er genau in dem Sekundenbruchteil wieder herausziehen müssen, in dem er alle Kraft auf das linke Bein legte und mit Schwung über den Zaun sprang.

Er stieß sich ab, blieb dabei mit dem Rucksack hängen, und einen Augenblick hatte er das Gefühl, es reiße ihn mittendurch. Gerade rechtzeitig ließ der Zaun den Rucksack wieder los, es gab einen lauten Ratsch, der ihm vorkam wie das Geräusch einer Explosion, dann landete er hart im Gras.

Nun kamen ihm doch die Tränen. Was hatten die auch für einen hohen Zaun. Als gäbe es einen Goldschatz zu bewachen. Er blieb einen Moment liegen. Schließlich rieb er sich mit den Fäusten die Augen, mit dem Handrücken den Rotz von der Nase und sprang auf. Er musste diesen speziellen Baum finden. Mit den besonderen Birnen. Deren Namen er noch nie gehört und schon wieder vergessen hatte.

Er schlich durch das Gras. Es war ordentlich dunkel geworden, er konnte kaum noch etwas erkennen. Zu spät war er vom Hof geschlichen. Aber früher war nicht möglich gewesen. Es hatte glaubwürdig sein müssen, dass er schon ins Bett gehen wollte.

Er tastete sich von Baum zu Baum. Gut, dass sie ihm die Wiese so genau beschrieben hatte. Er befühlte alle Früchte. Das musste sie sein, er erkannte die Form. Alle anderen Bäume trugen Äpfel.

Er nahm seinen Rucksack vom Rücken und fühlte dabei, dass die Verschlussklappe halb abgerissen war. Der laute Ratsch eben. Der große Bruder, dem der Rucksack gehörte, würde wütend sein. Aber das war im Augenblick egal. Ja, er war sogar erleichtert, dass nichts anderes beschädigt war. Er würde ihn vollladen können. Er würde ihn nach Hause tragen und ihr die Birnen bringen.

Mit beiden Füßen auf der unteren Querlatte des Zauns stehend schaffte er es gerade so, den schweren Rucksack über den Zaun zu heben und auf die andere Seite fallen zu lassen. Er hörte ein dumpfes Geräusch. Ein paar Birnen waren sicherlich zermatscht. »Sie sind sehr weich. Und saftig. Und süß«, hatte sie gesagt.

Er kletterte auf die obere Querlatte. Ein Windstoß fuhr ihm in den Rücken, als wollte er ihn über den Zaun heben. Erst jetzt, wo er es geschafft hatte, nahm er die nächtlichen Geräusche wieder wahr. Ein Vogel raschelte irgendwo in einem der Bäume. Vom nahen Waldrand bellte ein Fuchs.

In diesem Augenblick hörte er noch etwas ganz anderes hinter sich.

Schritte im Gras.

Bloß schnell Schwung nehmen.

Eine keuchende Stimme.

Bloß nicht umdrehen.

Er flog geradezu über den Zaun.

»Halt. Stehen bleiben. Ich schieße sonst.«

Er nahm den Rucksack auf und lief los.

»Ich schieße!«

Eine kreischende Frauenstimme.

Und dann: ein mittellautes Plopp.

Dieses Geräusch kannte er. Bloß ein Luftgewehr. Damit schoss der große Bruder auf die Stare, wenn sie die Kirschbäume plünderten, und erwischte nie einen.

Trotzdem runter von der Straße. Er lief in einen Vorgarten.

Erst als er schon eine ganze Weile unter einem Busch gehockt hatte, fiel ihm auf, dass er sich vor ihrem Haus befand. Jokops. Das Jokops-Haus. Schräg gegenüber dem Laden von Bachkriemers.

Nicht, dass Jokop ihr Nachname war. In Hausen spielten amtliche Nachnamen keine Rolle. Von den meisten Leuten wusste er die nicht einmal. Die Häuser trugen Namen, mit denen die Familien, die darin lebten, benannt wurden. Auf ihre Ahnen gingen die zurück. Auf deren Vornamen oder Berufe. So hatte die Mutter es ihm erklärt. Bei Jokops hatte es einen Jakob in der Familie gegeben. Das Kriemer im Hausnamen der Bachkriemers kam von Krämer, weil sie schon immer einen Laden hatten. Und weil an dem Laden der Dorfbach vorbeifloss, war Bachkriemers daraus geworden.

Während er so hockte und lauschte, kam ihm ein seltsamer Gedanke. Was wurde eigentlich aus dem Namen eines Hauses, wenn die Familie weg war? Daraus vertrieben? Hieß das Haus dann immer noch so? Und wurde die Familie trotzdem noch wie ihr Haus genannt? In dem sie gar nicht mehr lebte?

Als er endlich wieder zu Hause ankam, zum Schomber-Hof einbog, schmerzten seine Beine. Aus dem Rucksack tropfte es, der Birnensaft rann an seiner Jacke hinunter. Hoffentlich waren ein paar heil geblieben.

Er sah hinüber zur Scheune. Ob sie schon schlief? Ihn überkam eine neue Angst. »Wir dürfen auf keinen Fall Aufmerksamkeit erregen!« Immer wieder hatte der große Bruder ihm das eingeschärft. Niemand durfte erfahren, dass das Jokops-Mädchen bei ihnen war. »Benimm dich also anständig. Keine Streiche oder so was.«

Wenn die kreischende Frau ihn nun zwar nicht getroffen, aber erkannt hatte?

Er bekämpfte seine Sorge damit, sich ihr Staunen, ihre Überraschung vorzustellen, wenn er ihr am nächsten Tag die Birnen brachte. »Hier, für dich.«

»Wo hast du die denn her?«, würde sie fragen und in eine der Früchte gleich hineinbeißen. Und er würde gleichmütig mit den Schultern zucken, obwohl er ihr liebend gern von seiner Heldentat erzählen, sie noch ein bisschen ausschmücken würde, aus

dem Luftgewehr ein richtiges Gewehr machen. »Ich war in Lebensgefahr.« Aber er wollte auf keinen Fall ein Angeber sein. Nicht ihr gegenüber.

Er ging auf das Haus zu. Es lag finster. Natürlich, auch sie verdunkelten. Ihm fiel ein, dass er ein Versteck für den Rucksack brauchte. Weil er kaputt und vollgesogen mit Birnensaft war und der große Bruder das besser nicht so schnell mitbekam. Morgen würde er eine Lösung finden. Ganz gewiss. Jetzt einfach in den Schuppen damit. Weit hinten ans Ende des Feuerholzstapels. Die durchweichte Jacke legte er dazu. Im Regenfass neben der Schuppentür wusch er sich die klebrigen Hände. Er zitterte vor Mattigkeit. Nichts wie ins Bett.

Als er schon fast bei der Haustür war, meinte er, eine Erschütterung zu spüren. Ganz leicht bebte das Pflaster unter seinen Füßen.

Am nächsten Tag meldete die Zeitung, dass die Gießener Innenstadt fast vollkommen zerstört worden sei.

Die Bomben waren nahe herangekommen an Hausen.

Mit fest geschlossenen Lidern versuchte Dora Bildern nachzuspüren, deren Zusammenhang sie nicht mehr zu fassen bekam. Eigenartige Geräusche störten sie dabei. Poltern, schnelles Trappeln, als würden Freizeitläufer vor ihrer Tür trainieren. Ein behäbig tuckernder Motor direkt unter ihrem Fenster. Sie legte sich den Arm übers Gesicht. Noch einen Augenblick ruhen. Die Traumfetzen hatten sich bereits davongemacht.

Als sie die Augen endlich einen Spaltbreit öffnete, sah sie direkt auf ihren Paravent. So dicht vor ihrem Bett? Vorsichtig rollte sie sich auf den Rücken, hob den Kopf und tastete mit den Augen das Zimmer ab. Raufasertapete. Rosa gestrichen. Oder sorgten die zugezogenen Gardinen für dieses rötliche Licht? Ein Einbauschränk aus hellem Holz. Und eine Tür. Die war da nie gewesen, schon gar nicht in Grün. Dora ließ ihren Kopf zurück aufs Kissen fallen. Das war nicht ihr Schlafzimmer.

Mit beiden Händen presste sie die Bettdecke unter ihr Kinn und lag wie gelähmt, bis sich das rasende Klopfen unter ihren Rippen ein wenig beruhigte.

Draußen tuckerte noch immer der Motor.

Wie viel Uhr mochte es sein? Sie wusste nicht, wo ihr Wecker war. Und ihre Armbanduhren? Wo hatte sie die hingelegt? Hatte sie die gestern überhaupt angehabt?

Du musst aufstehen, befahl Dora sich, als ihre verkrampten Arme zu schmerzen begannen.

Vorsichtig schob sie einen Fuß unter der Bettdecke hervor und lenkte ihn Richtung Fußboden. Als sie mit den Zehen den glatten Kunststoffbelag ertastet hatte, drückte sie ihren Oberkörper hoch und kam auf der Bettkante zu sitzen.

Die fremdartigen Geräusche konnte sie immer noch nicht genauer bestimmen, weil sie sich im Augenblick auch daran nicht erinnern konnte, wo ihre Hörgeräte lagen. Zu Hause hatte alles seinen festen Platz gehabt.

Zu Hause. Da hätte sie jetzt ihren Morgenmantel übergezogen, wäre in die Küche geschlurft, um Tee-
wasser aufzusetzen.

Sie fing an mit den Beinen zu schaukeln.

Ihr Blick wanderte zum Nachttisch. Paul sah sie an. »Ich bin in Hausen«, sagte sie zu ihm. »Zumindest das weiß ich wieder.«

Kein fremdes Zimmer. Und doch ein fremdes Zimmer.

»Erinnerst du dich an dieses Hotel, wo wir uns in der Etage geirrt hatten? Wir sind in ein fremdes Zimmer getreten und haben uns bloß gewundert, dass die Tür nicht verschlossen war. So komme ich mir hier

gerade vor. Als hätte ich mich verlaufen. Und gleich wirft mich jemand hinaus.«

Paul hatte sich damals gelassen entschuldigt, während sie danebengestanden und sich ein Loch im Boden gewünscht hatte. Den entgeisterten Hotelgast hatte er tagelang nachgeahmt, sie dabei in die Seite gestupst und »Jetzt lach endlich mal darüber!« gerufen.

Kein Paul mehr, der sie zum Lachen brachte. Ach, gar kein Paul mehr. Das war ja der Grund, warum sie nun in diesem seltsamen Zimmer hockte.

Sie schob sich von der Bettkante und ging endlich ins Bad. Den Lichtschalter suchte sie hinter der Tür.

Nach Pauls Beerdigung hatte ihre Zeit jegliche Ordnung verloren. Ganze Tage hatte Dora im Nachthemd verbracht, sich von Zimmer zu Zimmer geschleppt und aus den Fenstern gestarrt. Manchmal hatte sie abends nicht gewusst, ob sie schon etwas gegessen oder getrunken hatte. Ach was. Sie hatte nicht einmal gewusst, ob es Abend oder Morgen war. War es noch dunkel? Oder schon wieder?

Sie ertrug es nicht, die abgewetzten Stellen auf Pauls Sessel anzusehen. Das unter seinem Stuhl verschrammte Parkett. Die Mulden auf seiner Bettseite. Die Tapeten schienen das gemeinsame Leben zu atmen. Sechzig Jahre.

Und dann macht sich einer einfach davon und lässt den anderen zurück.

Ein Anruf ihrer Enkelin hatte Dora schließlich aus ihrer Erstarrung geholt. Ob sie ein paar Wochen bei ihr wohnen könne. Sie habe die Zusage für eine Praktikumsstelle in Bielefeld.

Dora konzentrierte sich ganz auf die neue Aufgabe. Die Enkelin versorgen. Mit Tee und Butterbrot, mit einem gemachten Bett.

»Erzähl mir doch ein bisschen von früher«, bat Alice eines Morgens. »Ich weiß so wenig darüber.«

Abends saßen sie auf der Veranda, der verwitterte Tisch bedeckt mit alten Fotos, vertrockneten Blumen, Briefen, Muscheln und Steinen, ausländischen Münzen und alten Wanderkarten, die Dora tagsüber zusammengesucht hatte. Gemeinsam beugten sie sich über die Erinnerungsstücke, und Dora entsann sich Erlebnissen, die sie längst vergessen geglaubt hatte.

Dass dieses Früher allerdings ab dem Moment begann, wo sie Paul kennengelernt hatte, fiel ihr erst auf, als Alice längst wieder abgereist war.

Ihr Haus empfand sie nun als doppelt leer. Dann kam ein Brief aus Hausen, von ihrer Schwägerin Gretel. Es war ein langer Brief, der zu Doras spontanem Entschluss führte, zurück in das Dorf zu ziehen.

Spontan. In ihrem Alter. Nach Hausen. Dora wusste immer noch nicht, ob es verrückt war oder konsequent.

Sie habe sich ein Bein gebrochen, schrieb die Schwägerin, und könne sie deswegen nicht besuchen. Gretel schrieb von den Mähdreschern, die gerade Tag und Nacht arbeiteten. Das Brummen und Tuten raube ihr den Schlaf, wobei sie ohnehin wegen der Schmerzen schlecht schlafe. Sie schrieb vom Nachbarn, der gerade Heu für seine Pferde mache. Kühe habe ja fast niemand mehr, nur noch ein einziger Bauer in Hausen. Der Pramme Herbert. Ob sie sich noch an den Pramme-Hof erinnern könne? Aber selbst der Pramme Herbert habe keinen eigenen Mähdrescher mehr, sondern beauftrage ein Lohnunternehmen.

Dora hielt ihre Nase an die raschelnden Bögen und meinte, das Heu und den staubig-bitteren Ge-

ruch von frisch gedroschenem Getreide riechen zu können.

Auch damals hatte nicht jeder Hof einen Mähdrescher besessen. Man teilte sich eine Dreschmaschine mit mehreren Bauern und ließ sich gegenseitig die Kühe, damit das Gespann groß genug war, um das schwere Gerät auf die Höfe zu ziehen. Aufgeregt waren sie als Kinder daneben hergelaufen und von den Erwachsenen immer wieder weggescheucht worden, weil das Dreschen kein Abenteuer, sondern Schwerstarbeit war.

Gretel schrieb auch von einem Altenheim, das es in Hausen inzwischen gebe. Es sei im Dorf nicht sehr beliebt. Besonders bei den Alten nicht, die fürchteten, dorthin abgeschoben zu werden. Und das, wo sie sich doch selbst für ihre Angehörigen aufgeopfert hätten. Aber außerhalb Hausens habe das Altenheim durchaus einen guten Ruf. Willst du nicht herkommen, jetzt, wo du allein bist? Hier ist doch deine Heimat.

»Heimat.« Leise sprach Dora das Wort nach. In diesem Augenblick hatte es einen geradezu samtigen Klang.

In der folgenden Nacht träumte sie wirr. Von einem dunklen Zimmer mit vielen Türen, aus dem sie nicht hinaus kam. Von ausgestorbenen Straßen, durch die sie rannte, auf der verzweifelten Suche nach Paul. Sie hatte einen Kuhstall mit Hunderten von Kühen gemistet, während Schwalben ein und aus flogen. An ihrer alten Schule war sie gewesen.

Sie hatte vor leeren Bänken Unterricht gehalten und durch die geöffneten Fenster ein Zischen gehört, das sie nicht identifizieren konnte, obwohl es ihr bekannt vorkam. Mit Gretel war sie Hand in Hand über eine große Wiese gelaufen, auf der zwei Männer mit riesigen Sensen arbeiteten. Daher das Zischen. Und dieser unbeschreibliche Duft von frisch gemähtem Gras.

Am anderen Morgen wunderte sich Dora, dass sie im Traum hatte so gut riechen können. Wo ihr Geruchssinn doch längst eingeschränkt war. Noch im Nachthemd griff sie zum Telefon und führte ein langes Gespräch mit diesem Hausener Altenheim.

Haus Sonnenschein. Wie eine Verheißung hatte es geklungen.

Andere ziehen in deinem Alter in die Stadt, und du willst in dieses Kaff!«, hatte Regine beim Mittagessen gerufen, zu dem Dora an jedem ersten und an jedem dritten Sonntag im Monat zur Familie ihrer Tochter fuhr.

»Mein Bruder wohnt da«, sagte sie und dachte dabei an Wiesen und Heu. Wiesen und Heu würden Regine aber nicht überzeugen.

»Onkel Heini?« Regine guckte ungläubig. »Ich dachte immer, dir liegt nichts an deiner Familie! Und mit Onkel Heini hast du seit Jahrzehnten kaum ein Wort gesprochen!«

Wortlos probierte Dora von dem Kalbsgeschnetzelten. Kochen kann sie, dachte sie, wie an jedem der Tochterbesuch-Sonntage.

Regine fuhr mit der Gabel hektisch auf ihrem Teller herum. »Sagt ihr doch auch mal was!« Auffordernd sah sie ihren Mann und die Kinder an.

Alice ergriff Partei für Dora: »Omi muss wissen, wo sie ihre letzten Tage verbringen will.« Dann sah sie erschrocken zur Großmutter. »Ich ... Ich wollte nicht ...«

Dora tätschelte ihr die Hand. »Das hast du ganz richtig ausgedrückt.«

Alice' Ausspruch fegte die letzten Bedenken hinweg. Die Enkelin hatte recht. Es ging um ihre letzten Tage. Und die würde sie nicht allein in dem großen Haus verbringen. Sie würde nach Hausen ziehen. Dort war Gretel. Und dort war Heini. Streit hin oder her. Er war ihr Bruder.

Ihr Schwiegersohn half Dora, einen Makler zu finden. Die Möbel wurden fast alle von einem Haushaltsauflöser abgeholt. Sie selbst öffnete ihm die Tür und sah dabei zu, wie er mit seinen beiden Helfern alles ausräumte. Die Männer blickten Dora jedes Mal vorwurfsvoll an, wenn sie in ihren blauen Latzhosen an ihr vorbeiliefen. Dass der Mensch, dessen Sachen sie aus dem Haus trugen, ihnen bei der Arbeit zusah, waren sie nicht gewohnt. Meist war der schon im Altenheim. Oder unter der Erde.

Dora nickte ihnen ermutigend zu, während sie mit einer Tasse Tee auf der Chaiselongue saß. Das Möbel hatte bleiben müssen, damit sie die letzte Nacht darauf verbringen konnte. Ihr Bett und alles andere, was sie hatte mitnehmen können, war da schon in Hausen gewesen. Es hatte in einen Umzugslaster gepasst, der Dora sehr klein vorgekommen war.

Als sie am letzten Morgen auf dieser Chaiselongue erwachte, hatte ein diffuses Dämmerlicht das leer geräumte Wohnzimmer erfüllt. Die kahlen Wände, auf denen die abgehängten Bilder helle Flecken hinter-

lassen hatten, die Fenster ohne Gardinen, die Böden ohne Teppiche. Fremd und schäbig hatte alles ausgesehen.

Als Dora ein letztes Mal den Schlüssel in der Haustür drehte, war sie erleichtert gewesen.

Schon nach drei zeigte die Uhr an ihrem linken Arm. Die hatte sie in einem der noch herumstehenden Kartons gefunden, nachdem sie sich ans Auspacken gemacht hatte. Auch ihr Wecker und die Hörgeräte waren aufgetaucht. Zeit für einen ersten Spaziergang, dachte Dora. Dein altes Dorf neu entdecken.

Bevor sie die Tür ihres Zimmers zuzog, fuhr sie mit der Hand in die Rocktasche. Schlüssel. Das beruhigte sie, auch wenn es hier einen Generalschlüssel gab.

Der Fernseher der Nachbarn zur Rechten, der sie schon die ganze Zeit gestört hatte, war auf dem Flur noch lauter zu hören. Muss ich nun nach rechts? Oder nach links? Grübelnd blickte Dora auf die pastellfarbenen Streifen auf den Wänden und dem Fußboden. Die hatte sie für farbige Muster gehalten, bis man sie ihr als das Leitsystem erklärt hatte. Grün zum Notausgang, blau zum Eingang, rosa zu den Aufenthaltsräumen, gelb zum Speisesaal.

»Blau zum Eingang«, sagte sie sich flüsternd. »Ich muss zum Eingang, auch wenn ich hinauswill.«

Sie folgte dem Fußbodenstreifen. Eine junge Frau in weißer Hose und einem kittelartigen Oberteil kam

ihr entgegen und grüßte sie freundlich. Ewa? Oder Alina? Es würde noch eine Weile dauern, bis sie die Namen zu den Gesichtern wusste. Ach, nicht einmal die Gesichter erkannte sie sofort wieder. Ich bin die Frau Bosshammer, Grazyna, Thomas, Ewa, die Doris, sagen Sie einfach Harry, die Karin, Alina, Frau Wassmut, Agnieszka. Ununterbrochen stellte sich jemand bei ihr vor, begrüßte sie in ihrem neuen Zuhause.

Dora fand zum Fahrstuhl und drückte erleichtert auf den Knopf. Aus einer angelehnten Zimmertür drang lautes Schnarchen, sie war froh, als die Aufzugtür sich mit einem Pling vor ihr öffnete. Auf der Fahrt nach unten starrte sie auf den Boden. Wieso der Aufzug eines Altenheims Spiegelwände hatte, sollte ihr mal jemand erklären. Sie war nervös. Dann war sie immer ungehalten mit ihrer Umgebung.

Nach wenigen Schritten hatte sie das Gelände des Altenheims verlassen und lief langsam die Hainstraße hinauf. Die gab es damals noch nicht. Und die Straßen, die es gab, hatten keine Namen gehabt. Hausen Nummer 76 war die Adresse von Doras Familie gewesen. Gehanndingels. Von Johannes und Daniel. Auf welchen Johannes und welchen Daniel der Name zurückging, wusste niemand mehr. Aber das spielte auch keine Rolle. Hausname war Hausname. Der blieb, auch wenn die Nachkommen nichts mehr über seinen Ursprung wussten.

Als sie das Ende der Hainstraße erreicht hatte, blieb sie stehen und überlegte: Nach rechts in die Mühlgasse? Oder nach links in den Bachweg?

Dora entschied sich für die Mühlgasse. Als sie abog, sah sie kurz nach links den Bachweg hinunter. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Bachkriemers! Nur das leuchtende Edeka-Schild hatte es damals noch nicht gegeben. Sie sah das riesige Holzregal vor sich, mit den vielen bunten Dosen und Schachteln. Die Schübe mit den goldfarbenen Griffen, die ihr so geheimnisvoll erschienen waren. Dazu die überwältigenden Gerüche: Kaffee, Seife, Waschpulver, reife Äpfel und Birnen, stinkender Käse. Der Tresen, auf dem die große Waage mit dem unbestechlichen Zeiger stand. Dahinter Bachkriemers Lieselotte im weißen Kittel. Die dunklen Haare nicht wie alle anderen Frauen zum Dutt oben auf dem Kopf, sondern im Nacken zu einer großen, glänzenden Rolle gedreht, gehalten von einem Kamm aus Perlmutter. Sie ist stolz, die Lieselotte, sagten die Leute. Trägt ihre hübsche kleine Nase hoch.

Führte ihre Tochter Anni den Laden weiter? Kaum. Dora erinnerte sich noch vage an das kleine Mädchen, ein paar Jahre jünger als sie, wie es still im Laden gespielt hatte. Heute, im Jahr 2011, musste Anni über siebzig sein, viel zu alt also, um noch zu arbeiten.

Bevor Dora sich zum Weitergehen abwendete, kam ein alter Mann mit zwei Einkaufstaschen aus dem Laden. Eine junge Frau hielt ihm die Tür auf. Vermutlich war der Laden längst auf die Enkel- oder schon die Urenkelgeneration übergegangen.

Straße für Straße ging Dora ihr Dorf ab. Mit diesen langen Stöcken, die Alice ihr aufgeschwatzt hatte. »Die sehen cool aus, Omi. Und sie sind beim Gehen viel hilfreicher als ein Wanderstock.«

Damals hatten die Straßen nicht nur keine Namen gehabt, sondern waren unbefestigt gewesen, nur die Rinnen an den Seiten waren gepflastert.

Viel Fachwerk war unter grauen Platten verschwunden. Aus Scheunen waren Wohnungen geworden, wohl für die Kinder. Oder schon für die Enkel? Plastikfenster, Aluhaustüren, graues, glattes Einheitspflaster auf den Höfen. Ließ sich viel besser fegen, viel besser in der Reih halten. Nirgendwo Frauen in langen Trachtenröcken, die Zöpfe zu einem Dutt gedreht, keine Männer in schmutzigen Hemden und schweren Schuhen, die ihre Arbeit im Freien verrichteten.

Dora ertappte sich dabei, wie sie laut vor sich hin sprach: »War es nicht hier gewesen?« – »Das bilde ich mir doch nicht ein, oder?« – »Da war damals noch der Bach, eine Mauer, die Linde.«

Kein Mensch erkannte sie. »Ach, das ist doch Gehanndingels Liesel!« Aber sie erkannte ja auch niemanden. Namen tauchten in ihrem Gedächtnis auf, wobei sie nicht sicher war, ob die wirklich nach Hausen oder zu ihrem späteren Leben gehörten.

Dora fühlte sich seltsam heimatlos.

Sie schimpfte sich deswegen eine dumme Gans und beschloss, Gretel zu besuchen. Dort kannte sie sich aus. Das war ihr Elternhaus, das war Gehanndingels.

Gut, dass du jetzt hier bist«, sagte Gretel und umarmte sie herzlich. Sie meinte nicht bloß den spontanen Besuch.

Doras Unbehagen machte einem plötzlichen Wohlgefühl Platz. Ja, es war gut, dass sie hier war. Sie hob die Nase: »Streuselkuchen?«

Gretel nickte. Sie gingen in die Küche.

»Dass du auch noch backst«, sagte Dora, die hinter Gretel herging und sah, dass sie kaum merkbar hinkte.

Überrascht drehte Gretel sich um. »Was meinst du?«

»Na, mit deinem Bein ist der Haushalt doch sicher schwierig zu bewältigen.«

»Ach, das bisschen Hin und Her in der Küche«, winkte sie ab.

So war Gretel. Solange sie kochen und backen konnte, das Haus in der Reih halten, war alles in Ordnung. Dass sie beim Hinsetzen kurz stockte, als müsste sie prüfen, ob das Bein hielt, und dann unbeholfen auf den Stuhl plumpste, war ihr selbst vermutlich gar nicht bewusst.

Ja, so sind wir erzogen worden, dachte Dora und sah ihre Schwägerin an. Im Haar nur wenige weiße Fäden. Runde, immer leicht gerötete Wangen. Auch sonst war alles an Gretel rund. Eine Bauersfrau wie aus dem Bilderbuch. »Da hat der Heini eine ganz Tüchtige abgekriegt«, sagten die Leute damals. Und es hatte Erstaunen mitgeklungen. Wie der Heini, der Schlot, das wohl gemacht hatte?

Ich staune eigentlich immer noch, dachte Dora und legte ihre Hand neben den Kuchenteller. Augenblicklich erinnerten sich ihre Finger an diese Tischplatte. Die vielen Kerben, die die Küchenmesser, die hier in der Gegend Kneipchen hießen, hinterlassen hatten. Die glatteren Stellen seidig. Dora nahm die andere Hand hinzu und fuhr sachte auf der Platte herum. Wie eine Blinde, die ein Muster ertastete. Bis Gretel sie merkwürdig ansah und fragte: »Hast du was?«

Dora nahm ihre Hände wieder zu sich und sah Gretel lächelnd an. Dann nahm sie die Gabel, stach ein Stück von dem Kuchen ab. Er war noch warm. »Köstlich!«, bestätigte sie Gretel, die sie so erwartungsvoll ansah, als wäre ihr Gebäck ein Experiment und Dora die Versuchsperson.

Gretel nickte zufrieden und nahm sich ebenfalls.

Die beiden Schwägerinnen, die kaum unterschiedlicher hätten sein können, hatten sich von Anfang an gemocht. Gretel hatte sie all die Jahre in Bielefeld besucht. Ohne Heini. Heini hatte immer zu tun gehabt.

»Wo ist Heini?«, fragte Dora kauend.

»Ach ... der ist in der Nachbarschaft«, sagte Gretel

vage. Sie hielt sich ihr Kuchenstück auf Augenhöhe und betrachtete es konzentriert von unten. »Bisschen dunkel vielleicht?«

»Nein, nein, genau richtig«, sagte Dora.

Vermutlich hockt er im Schuppen, dachte sie. Keine Lust auf seine Schwester. Na ja, ich habe ja auch keine auf ihn. Ob er weiß, dass Gretel mir geschrieben hat? Dass ich herkommen soll?

Wie sie damals gestritten hatten. Weil Heini das Elternhaus zwar übernehmen, aber Marthe nicht ausbezahlen wollte. Dora hatte schon freiwillig verzichtet und die anderen Geschwister überredet, es ihr gleichzutun. Damit es nicht zu viel würde für Heini, damit er nur für Marthe bezahlen müsste. Aber Heini war stur geblieben und hatte gar nichts gezahlt. Jahrelang war Dora daraufhin nicht mehr nach Hause gefahren. Sollte er doch glücklich werden mit dem Haus. Auf Marthes Kosten.

Marthe. Immer war sie daheim geblieben. Hatte die jüngeren Geschwister versorgt, bis alle aus dem Haus waren. Die Eltern bis zum Schluss gepflegt. Nun war sie längst tot, lag hier in Hausen auf dem Friedhof. Gretel pflegte das Grab.

Alle anderen waren auch nicht mehr da.

Sieben Kinder. Die Eltern. Die Großmutter. Unmöglich, dass sie in dieser kleinen Küche mit so vielen Menschen gesessen hatten. Aber es musste so gewesen sein.

Nur noch Heini und sie waren übrig. Die beiden Sturköpfe.

Die Standuhr schlug. Die alte Uhr aus ihrer Kindheit. Heini und Gretel hielten sie in Ehren, wie man sagte.

»Ich muss«, sagte Dora zu Gretel. »Das Abendessen wartet.«

Auf ihrem Rückweg setzte das Sechsuhrläuten der Hausener Kirchenglocken ein. Dora blieb stehen und lauschte. Mit einem zögernden Bimbam begann es. Dann mischten sich zwei weitere Glocken entschlossen ein, und ihr Schall legte sich minutenlang über die Dächer von Hausen. Wie vertraut es ihr war. Auch ein Kindheitsklang.

Beim letzten Bam mussten wir immer zu Hause sein, dachte sie. Wenn nicht, haben wir das schmerzlich zu spüren bekommen. Das war nicht nur bei uns so.

Als sich die automatische Glastür von Haus Sonnenschein vor Dora öffnete, um sich dann ruckelnd und mit einem kleinen Knall wieder hinter ihr zu schließen, drehte sie sich erschrocken um. Ihre Beklommenheit kehrte augenblicklich zurück. Für einen winzigen Augenblick hatte sie das Gefühl, die Tür werde sich nie wieder öffnen.

Kopfschüttelnd sah sie nach der großen Uhr über dem seidenblumengeschmückten Tresen. Fünf nach sechs. Trotzdem ging sie zum Fahrstuhl und drückte auf die Drei. Dritter Stock, dort, wo man noch keine Pflege in Anspruch nahm.

Dora musste stochern, bis der Zimmerschlüssel saß und die Tür nach einer winzigen Umdrehung aufschwang. Kein Flur dahinter, sie stand mit wenigen Schritten mitten zwischen ihren Möbeln, die ihr in der Anordnung ganz fremd waren.

Sie ging zum Fenster, um die sperrangelweit offen stehenden Flügel zu schließen. Ein Hauch von Güllegeruch hing im Zimmer.

Hinter der Wand zu ihrer Rechten wurde für farberhaltendes Waschmittel geworben. Der Fernseher lief immer noch. Links war es still. Wand an Wand mit wildfremden Menschen. Daran hatte Dora vorher nicht gedacht.

Sie ging ins Bad. Wieder suchte sie den Lichtschalter. Die grelle Beleuchtung ließ ihr Gesicht fahl aussehen. Sie nahm von jedem Arm die Uhr ab. Rechts Pauls, die sie dort trug, seit sie die Uhr beim Ausräumen aus seinem Nachtschrank geholt hatte. Links die kleine, die sie nicht mehr ablesen konnte. Ein Geschenk von Paul zu ihrem 40. Geburtstag. Behutsam legte sie beide auf die Ablage unter dem Spiegel und wusch sich ausgiebig die Hände.

Sie war ohnehin unpünktlich. Er konnte ruhig noch ein kleines bisschen warten, der Speisesaal. Schon bei der Hausführung hatte Dora ihn Aquarium getauft. Rundum verglast und von der Haingasse her voll einsehbar. Einen Fensterplatz hatte Dora deswegen rundweg abgelehnt. Die Heimleiterin hatte ihr daraufhin enttäuscht einen Platz ziemlich weit hinten zugewiesen. Die Tischnachbarn hatte

sie ihr mit »Das ist jetzt Ihre Familie!« vorgestellt. Sie bestand aus Herrn Kessler, Typ ehemaliger Finanzbeamter, Frau Nagel, die ihre kleinen Äuglein unter den viel zu stark nachgezogenen Augenbrauen überall hatte, und Frau Bier, hochgradig dement.

Zwanzig Minuten Verspätung hatte Dora, als sie endlich den Speisesaal betrat. Herr Kessler sah auf seine Uhr und dann mit hochgezogenen Augenbrauen zu ihr.

»Ja, wo bleiben Sie denn!«, rief Frau Nagel. »Wir haben uns schon Sorgen gemacht.« Mit ihren flinken Äuglein tastete sie Dora ab, als suchte sie etwas, das deren Verspätung rechtfertigte.

»Wem bist du?«, fragte Frau Bier mit großen Kinderaugen.

»Gehanndingels«, murmelte Dora brav, denn darauf musste mit dem Hausnamen geantwortet werden, nicht nur, wenn die Fragestellerin ihr Gedächtnis verloren hatte. Sie setzte sich neben Frau Bier. Sofort knallte eine junge Frau in einem rot-weiß gestreiften Kittel einen Teller vor sie hin und wünschte routiniert »Guten Appetit«.

Herr Kessler sagte: »Mahlzeit.«

Vorsichtig stach Dora in eins der beiden leuchtgelben Quadrate. Toast Hawaii.

Frau Bier zerriss derweil ihre Papierserviette und ließ die Schnipsel in den Tee fallen. Die grünen Fetzen sanken langsam auf den Grund ihrer Tasse. »Aber Frau Bier, was machen Sie denn da!« Eine andere Rot-Weiß-Bekittelte nahm die Tasse vom Tisch und

auch gleich den Teller, von dem Frau Bier noch nichts genommen hatte.

Wäre ich doch in meinem Zimmer geblieben, dachte Dora und verspürte eine beinahe schmerzhaft Sehn-sucht nach ihrer dämmrigen Küche mit dem Apfel-baum vor dem Fenster. Die Blüten waren gerade ab-gefallen, als sie ausgezogen war. Geerntet würden die Äpfel nun von wildfremden Menschen.